

# Zur Identitätsfindung italienischer »Gastarbeiterkinder«

Rosaria Chirico

Als ich noch ein Kind war, gab es eine bestimmte Frage, die offenbar viele erwachsene Menschen in meinem sozialen Umfeld beschäftigte: »Fühlst du dich eher italienisch oder eher deutsch?« Eine andere lautete: »Wo gefällt es dir denn besser? In Italien oder in Deutschland?« Ich pflegte auf diese Frage mit einem Schulterzucken zu antworten, mich umzudrehen und zu gehen. Die Herkunftsfrage war für mich eine Qual, und ich schätze, sie ist es auch heute noch für viele Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte.<sup>1</sup> Von Anfang an gibt es für Menschen wie mich zwei oder mehr kulturelle Bezugssysteme, zwei oder mehr Sprachen, und selbstverständlich lernen wir, damit zu leben. Wir wachsen in *einem* System auf, nicht in zwei Systemen, und zwar in einem solchen, das *a priori* vielschichtige Bezüge beinhaltet.

Die Aufgabe, der wir uns von Anfang gegenüber sehen, besteht darin, alle Aspekte zu integrieren, mit denen wir in Berührung kommen. Das macht uns aber keineswegs zwangsläufig zu Zerrissenen oder gar Opfern, wie dies häufig zu lesen ist. Ein Auseinanderdividieren, ein Trennen und Zuordnen nach nationaler Zugehörigkeit ist von daher kontraproduktiv bzw. geradezu unmöglich.

Dieser Beitrag bietet einen vermutlich eher ungewöhnlichen Zugang zur Thematik. Er gibt persönliche Erfahrungen aus der Perspektive einer südita-

---

1 Ich verwende die Wendung »Menschen mit Zuwanderungsgeschichte« alternativ zu jener der »Menschen mit Migrationshintergrund« und möchte an dieser Stelle auf Armin Laschet, bis zum Jahr 2010 Integrationsminister in Nordrhein-Westfalen (NRW), verweisen: »Menschen mit Migrationshintergrund hat für mich einen negativen Beigeschmack und wirkt wie eine Mischung aus soziologischem und kriminologischem Sprachgebrauch. [...] Die Landesregierung von Nordrhein-Westfalen verwendet ›Menschen mit Zuwanderungsgeschichte‹ inzwischen in allen offiziellen Dokumenten, auch wenn die Statistiken immer noch von ›Menschen mit Migrationshintergrund‹ reden und es bei jeder Begegnung mit Bundesinstitutionen einen kleinen Kampf um die Sprache in Dokumenten gibt. Inzwischen haben wir unseren Begriff sogar in den Nationalen Integrationsplan schmuggeln können.« Vgl. Laschet, Armin, *Die Aufsteigerrepublik. Zuwanderung als Chance*, Köln 2009, S. 58 f.

lienischen, in Düsseldorf geborenen »Gastarbeitertochter« wieder – also einer Vertreterin der sogenannten zweiten Generation –, ohne sich dabei einer bestimmten wissenschaftlichen Methode zu bedienen. Wissenschaftliche Deutungsmuster und Herangehensweisen werden anhand einer sehr direkten »teilnehmenden Beobachtung« überprüft, indem bestimmte Aspekte in Bezug auf die Identitätsfindung von Kindern und Jugendlichen der zweiten Generation reflektiert werden:

1. die Herkunftsfrage und die Frage nach der Verbundenheit zum Ursprungs- oder Residenzland,
2. die Heterogenität der »Italiener in Deutschland«,
3. das Vorhandensein von positiven und negativen Vorurteilen trotz der vermeintlich gelungenen Integration italienischer Arbeitsmigranten und
4. die Bedeutung familiendynamischer Prozesse, wobei in erster Linie der Rückkehrwunsch der Eltern und seine Wirkung auf die zweite Generation betrachtet werden.

Dass dieser Ansatz nicht zu eindeutigen Ergebnissen führen bzw. nicht als uneingeschränkt repräsentativ gelten kann, ist mir bewusst. Doch meine ich, einen Beitrag zur Korrektur von falschen Annahmen und irreführenden Betrachtungsweisen leisten und einen Anstoß zu weiteren Untersuchungen geben zu können.

### 1. »Fühlst du dich eher italienisch oder eher deutsch?«

Es mag sein, dass die zweite Generation der Migranten eine Irritation darstellt, da sie sich in die gewohnten Ordnungskategorien der Mehrheitsgesellschaft – eine Nation, ein Zuordnungsmuster, eine Sprache, eine Kultur, eine Geschichte, eine Identität – nicht einordnen lässt (meine Überlegungen beziehen sich dabei nicht auf alle MigrantInnen der zweiten Generation, sondern ausschließlich auf die Nachkommen der »Gastarbeitergeneration«). Elisabeth Beck-Gernsheim konstatiert in diesem Zusammenhang:

»In den gängigen Migrationsdebatten sind es nun typischerweise Vertreter der Mehrheitsgesellschaft, die die ›Anderen‹, die Migranten und Minderheiten, betrachten und beschreiben, sortieren und klassifizieren – und zwar immer wieder aus ihrem eigenen Blickwinkel, sprich dem der Mehrheitsgesellschaft. [...] Nur wer bereit ist, einen bewusst transnationalen Blick zu entwickeln, kann die Lebenswelt jener Grup-

pen verstehen, die sich außerhalb der Mehrheitsgesellschaft befinden. Nur wer aus den Gewohnheiten und Gewißheiten des mononationalen, monokulturellen Blicks sich herauslöst, kann den Mißverständnissen und Mythen entkommen, die die Migrationsdebatten in Deutschland kennzeichnen.«<sup>2</sup>

Doch leider stößt man in der Forschungsliteratur häufig auf jene eingangs zitierte unangenehme Frage meiner Kindheit. Ein Beispiel dafür findet sich in dem Fragebogen einer Studie über italienische Migranten im Raum Stuttgart. Die Interviewten, italienische Migranten der ersten und zweiten Generation, sollen sich zuordnen: »Kommen wir noch einmal auf Ihre Verbundenheit mit Italien oder Deutschland zurück. Fühlen Sie sich eher [...] als Deutscher / als Italiener / als Deutsch-Italiener / weder noch, es fällt mir schwer, mich zu verorten.«<sup>3</sup> Auf den ersten Blick scheinen die Befragten durch die vier Antwortmöglichkeiten genug Spielraum zu haben, doch macht die Einleitung der Frage (»Verbundenheit mit Italien *oder* Deutschland«) deutlich, dass es letztendlich immer wieder um die Dichotomie der nationalen Herkunft geht. Ich befürchte, dass eine direkte Frage nach Verbundenheit oder Zugehörigkeit vor allem zur Folge hat, dass die unangenehme Fragesituation so schnell wie möglich beendet wird, beispielsweise durch Antworten, die die Realität verzerren oder die durch die Eindeutigkeit der Fragestellung gewissermaßen einer vorherigen Festlegung unterliegen.

Fragen nach Herkunft oder Verbundenheit berühren auf extreme Weise komplexe und persönliche Vorgänge, da sie den gesamten individuellen Erfahrungsschatz und Identitätsfindungsprozess der befragten Person mit einbeziehen: von der ersten Stunde bis zum Hier und Jetzt der Fragestellung. Die Frage mag dem Fragesteller harmlos erscheinen. Für die Befragten ist sie es aber keineswegs:

»Der ›Einheimische‹ (der Normaldeutsche [...]) sieht jemanden vor sich, der seinem mononationalen, monokulturellen Erwartungsblick nicht entspricht. Er reagiert darauf mit Neugier, ja, wie er meint, mit Offenheit und Interesse am Gegenüber. Doch der ist oft peinlich berührt, ja, fühlt sich diskriminiert, ausgegrenzt im wörtlichen Sinn.«<sup>4</sup>

2 Beck-Gernsheim, Elisabeth, *Wir und die Anderen. Vom Blick der Deutschen auf Migranten und Minderheiten*, Frankfurt a.M. 2004, S. 17.

3 Fuhse, Jan, *Ehnmizität, Akkulturation und persönliche Netzwerke von italienischen Migranten*, Leverkusen 2008. Fragebögen zur Studie: <http://www.janfuhse.de/anhang/Fragebogen.pdf> (29.12.2010), S. 8.

4 Beck-Gernsheim, *Wir und die Anderen* [wie Anm. 2], S. 170 f.

Santina Battaglia nennt den auf die Herkunftsfrage folgenden »Herkunftsdialog« ein »Verhandeln über die Verwurzelung«, der immer ähnlich abläuft. Hier ein typisches Muster:

- »Woher kommst du?« – »Aus Essen.«
- »Nein, ich meine ursprünglich?« – »Ich bin in Essen geboren.«
- »Aber deine Eltern?« – »Meine Mutter kommt auch aus Essen.«
- »Aber dein Vater?« – »Mein Vater ist Italiener.«
- »Aha ...!« – ...
- »Ist das ein italienischer Name?« – »Ja.«
- »Woher aus Italien kommst du denn?« – »Ich komme nicht aus Italien.«
- »Aber deine Eltern?« – ...<sup>5</sup>

»Wie soll man es denn machen?«, fragte mich eine Freundin, mit der ich mich kürzlich über diese Problematik unterhielt. Nun, ich würde generell vorschlagen, sich seine Neugierde zumindest in der ersten halben Stunde der Begegnung zu verkneifen, wenn man an seinem Gegenüber wirklich interessiert ist. Ich vermute, dass niemand Gefallen daran findet, die Frage nach seinem ausländisch klingenden Namen einer Person zu beantworten, die er gerade erst kennen lernt.

Kurz nach der »Wende« lernte ich in einer Kneipe im Berliner Ortsteil Prenzlauer Berg einen Ost-Berliner kennen. Er fragte mich im Laufe des Gesprächs irgendwann: »Wie war denn das für dich, wenn deine Eltern aus Süditalien kamen und du in Düsseldorf aufgewachsen bist? Was hat das mit dir gemacht?« Das war eine ganz offen gestellte und neugierige Frage, und sie wurde ohne bereits vorgefasste Meinungen über Italiener oder Düsseldorfer vorgetragen, da dem Ost-Berliner damals beides fremd war. Ich kann mich erinnern, dass ich damals dachte: »Komisch, das wurde ich noch nie gefragt.«

## 2. »Italiener in Deutschland« – wer ist eigentlich gemeint?

Ich möchte es bewusst provokant ausdrücken: Zur Italienerin haben mich erst die Deutschen gemacht, indem sie mich zur Italien-Expertin ernannten.

<sup>5</sup> Battaglia, Santina, »Verhandeln über Identität. Kommunikativer Alltag von Menschen binationaler Abstammung«, in: Friebe-Blum, Ellen/Jacobs, Klaudia/Wießmeier, Brigitte (Hg.), *Wer ist fremd? Ethnische Herkunft, Familie und Gesellschaft*, Opladen 2000, S. 183–202, hier S. 188 f.

Ich durfte schon als Kind Fragen zur italienischen Küche, zu Kulturschätzen, Film und Literatur beantworten. Ob ich Fellini oder Rossellini bevorzuge und ob man in Italien den Knoblauch tatsächlich mit der flachen Seite der Messerklinge zerdrückt, anstatt ihn zu schneiden oder zu pressen oder wie man denn einen richtigen Risotto kochen würde. Meine Familie ist keineswegs »italienisch«, und außerdem ist sie nicht akademisch. Sie stammt aus einem Dorf in Apulien aus einer sozial schwachen Gegend mit hoher Arbeitslosigkeit. Es gab dort kein neugierig reisendes Bürgertum, das sich für die Traditionen anderer interessierte. Noch in den sechziger und siebziger Jahren waren viele froh, irgendwie über den Tag zu kommen. Und es gab auch keinen Risotto, der nämlich ein norditalienisches Gericht ist.

Eine differenzierte Unterscheidung nach Herkunftsidentitäten der »Italiener in Deutschland« ist deswegen notwendig, weil die meisten Nachkommen italienischer »Gastarbeiter« – wie in meinem Fall – kaum Kenntnisse über eine vermeintlich »italienische Kultur« vermittelt bekommen haben, und zwar weder von ihren Eltern noch von Seiten der Schule. Ihre »italianità« basiert also hauptsächlich auf bestimmten Traditionen, Gerichten, lokalen Bräuchen und Dialekten der Herkunftsregionen. Insofern ist es irritierend, wenn eine homogene Gruppe der »Italiener« postuliert wird, wie es beispielsweise in dem Musterformular für Interviews des bereits erwähnten sozialwissenschaftlichen Forschungsprojekts geschieht:

»Es geht in unserem Projekt um die Lebenssituation, die Denkweisen und die Integration von Italienern in Stuttgart. Bei Ihren Antworten geht es deswegen nicht um Sie persönlich, sondern darum, ein möglichst genaues Bild von den Italienern insgesamt zu erhalten.«<sup>6</sup>

Es mag sein, dass es einen gemeinsamen Nenner in den Biographien der italienischen Migrant\*innen gibt: die Migration nach Deutschland. Aber diesen teilen die befragten Italiener auch mit den ehemals von der Bundesrepublik angeworbenen Türken, Griechen oder Spaniern. Roberto Sala hat bereits auf mögliche Verzerrungen der sozialen Realität hingewiesen, wenn eine nach ihrer nationalen Herkunft definierte Minderheit als gegebene Einheit verstanden wird. Er zeigt, dass sich in Deutschland keine stark vernetzte Gruppe von »Italienern« aufgrund ihrer nationalen Herkunft gebildet hat.<sup>7</sup> Bedenkenswert an Salas Ansatz ist, dass er die Komplexität des Identitätsbegriffs

<sup>6</sup> Fuhse, *Ethnizität* [wie Anm. 3], S. 2.

<sup>7</sup> Sala, Roberto, »Die Nation in der Fremde. Zuwanderer in der Bundesrepublik Deutschland und nationale Herkunft aus Italien«, in: *IMIS-Beiträge*, H. 29 (2006), S. 99–122, hier S. 100.

ins Spiel bringt und darauf verweist, dass Aussagen zur eigenen Identität auch als Ergebnisse der von Politikern und Migrationsforschern fortwährend postulierten und produzierten Dynamiken zwischen »Einheimischen« auf der einen Seite und »Ausländern« auf der anderen Seite betrachtet werden müssen. Ein italienisches »Wir-Gefühl« ist demnach den »Italienern in Deutschland« nicht eigen, sondern entsteht erst durch die Wahrnehmung dieser Gruppe durch die Außenperspektive.

Dazu ein Beispiel: Unsere italienischen Freunde in Düsseldorf wurden von meinen Eltern bezeichnenderweise nicht bei ihrem Namen genannt. Wenn wir bei Familie Pedone eingeladen waren, hieß es »Andiamo dai Baresi. [Gehen wir zu den Baresi = die aus der Provinz Bari Stammenden]«. Familie Cozzo hieß bei uns »I Siciliani«. Und dann gab es die »Calabresi« (aus Kalabrien Stammenden) und die »Leccesi« (aus der Provinz Lecce). Interessant ist, dass nur diejenigen, die tatsächlich aus dem eigenen Dorf kamen, Mina e Antonio, Raffaele e Giuliana, Rocco e Maria, bei ihren Vornamen genannt wurden. Selbst Freunde, die wie wir aus Apulien stammten, wurden präzise nach der je eigenen Kreisstadt (i Baresi, i Leccesi) bezeichnet.

Hier spiegelt sich die von der Forschung manchmal bewusst ausgeblendete Bedeutung der Herkunft wider. In den traditionell geprägten Dorfgemeinschaften Süditaliens, die noch immer stark vom Leben in der Familie geprägt und im Vergleich zu Deutschland wenig individualisiert sind, macht es durchaus einen Unterschied, aus welchem Dorf man kommt, welchen Dialekt und welche Sitten man mitbringt. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass die enge Beziehung zum eigenen Dorf auch in der Migration weiter gelebt und an nachkommende Generationen weitergereicht wird. Für die in Deutschland – meist in urbanen Zentren – Aufwachsenden bedeutet dies, dass sie sich unter anderem auch an den Jugendlichen der dörflichen Herkunftsregionen orientieren und überprüfen, inwiefern deren Lebensentwürfe auch für sie Gültigkeit haben könnten.

### 3. Identitätsfindung im Pingpongspiel negativer und positiver Vorurteile

Als Vertreterin der zweiten Generation sind mir im Laufe meines Lebens bestimmte Bilder übergestülpt worden. Einige typische Reaktionen auf meine Zweisprachigkeit waren zum Beispiel: »Ach wie toll, dann brauchst du ja

nicht mehr so viele Sprachen zu lernen. Hast du es gut.« Oder: »Dann hast du ja Familie in Italien, wo du immer hinfahren kannst. Beneidenswert!« Oder: »Wieso lebst du denn dann in Deutschland? In Italien ist es doch viel wärmer.« Und schließlich: »Kannst du denn auch so gut kochen?« Als ich jünger war, konnte ich oft beobachten, wie in den Köpfen von an Zweisamkeit interessierten Männern eine bestimmte Schublade aufging, als sie hörten, dass ich Italienerin bin: schön, klug, warmherzig, temperamentvoll, mit chaotischer, aber liebenswerter Familie, gute potentielle Mutter, gute Köchin und so weiter.

Ich möchte in diesem Zusammenhang auf eine bestimmte Dynamik hinweisen, die meines Erachtens zu wenig Beachtung findet: Zwangsläufig *mus* das positiver gewordene Bild der Deutschen über italienische Migranten die Beziehungen zwischen Deutschen und Italienern geprägt haben. In der klassischen Integrationsforschung wird der Indikator »Freundschaften/Partnerschaften/Ehen« unter anderem deswegen herangezogen, um den Grad der Integriertheit auszudrücken. Die Studie »Fortschritte der Integration« zeigt, dass im Vergleich zu Türken, Griechen, Polen und Zuwanderern aus dem ehemaligen Jugoslawien Italiener die meisten Freundschaftsbeziehungen zu Deutschen haben.<sup>8</sup> Ich möchte aber die These aufstellen, dass dieses Ergebnis weniger darüber Auskunft gibt, wie »integrationswillig« einzelne Migrantengruppen sind. Vielmehr zeigt es, inwiefern die Mehrheit der deutschen Gesellschaft bereit ist, auf Vertreter verschiedener ausländischer Gruppen zuzugehen und Kontakte mit diesen zu pflegen. Die Aufwertung der Italiener in Deutschland ging einher mit einer relativen Öffnung der Deutschen gegenüber den Italienern, die in erster Linie daraus bestand, dass negative Vorurteile allmählich durch positive ersetzt wurden. Die Italiener selbst können sich gar nicht in einem solchen Ausmaß verändert haben, wie es die Vorurteile getan haben. Die Veränderung fand also auf Seiten der Deutschen statt. Die Ergebnisse der Integrationsstudie sagen insofern viel mehr über die Deutschen selbst aus, als dies von den deutschen Autoren thematisiert wird. Wenn Türken heute weniger Kontakte zu Deutschen haben als Italiener, könnte dies auch ein Hinweis darauf sein, dass Deutsche weniger Interesse an Kontakten zu Türken haben, bzw. dass es gegenüber Türken massive Vorurteile gibt, so wie in den sechziger und siebziger Jahren gegenüber Italienern (Kriminelle, Mafia, Spaghettifresser, Knoblauchfresser, Frauenvernascher).

---

<sup>8</sup> Gostomski, Babka von, *Fortschritte der Integration. Zur Situation der fünf größten in Deutschland lebenden Ausländergruppen*, Nürnberg 2010, S. 203.

Allerdings – und das wäre meine nächste These – sind die Diskriminierungserfahrungen innerhalb der italienischen Familien keineswegs in Vergessenheit geraten. Sie kommen in den Geschichten zum Ausdruck, die etwas über die Ankunft in Deutschland, die ersten Kontakte zu Deutschen und Erfahrungen am Arbeitsplatz erzählen. Wenn Eltern ihren Kindern von schlechten Erfahrungen mit Deutschen erzählen, dann ist das Kind zunächst verunsichert, da es ja schließlich in Deutschland aufwächst. So beginnt die Skepsis, und im Laufe der Kindheit muss das Kind abwägen, inwiefern die Geschichten des Vaters, der Mutter oder der Großeltern stellvertretend sind für »die Deutschen«. Aber nicht alle tun dies auf die geschilderte Weise. Viele übernehmen die übertragenen Erfahrungen und Vorurteile, bewusst oder unbewusst, mitsamt den Gefühlen, die diese ausgelöst haben.

Als Gymnasiastin in Düsseldorf besuchte ich regelmäßig die vom italienischen Staat finanzierten Nachmittagskurse (1980 bis 1989). In perfektem Deutsch schimpften wir – Kinder süditalienischer Arbeitsmigranten – auf die »blöden Deutschen«. Am nächsten Morgen aber ging ich wieder in mein deutsches Gymnasium und gehörte selbstverständlich dazu, zu den »blöden Deutschen«. Nur wenige der italienischen Jugendlichen gingen wie ich aufs Gymnasium, die meisten besuchten die Hauptschule und hatten dort vor allem Kontakte zu anderen »Ausländerkindern«. Aber alle hatten mindestens einen guten deutschen Freund oder eine gute deutsche Freundin, und dennoch herrschte diese übereinstimmend abwertende Haltung gegenüber »den Deutschen«. Wie war das möglich? Zugegebenermaßen war mir das schon damals unangenehm, aber ich steckte mittendrin. Als Erwachsene habe ich jetzt die Möglichkeit, solche Erfahrungen zu reflektieren, Vergleiche anzustellen und nach Gründen zu suchen. Ich kenne italienische Familien, die bereits in der dritten Generation in Deutschland leben und in denen auch heute noch eine regelrechte Feindseligkeit gegenüber Deutschen herrscht. Sie ist den einzelnen Leuten jedoch nicht anzumerken, und sicherlich würden sie in einer wissenschaftlichen Studie auch als wunderbar integriert gelten. Ich vermute, so wie Diskriminierungserfahrungen der ersten »Gastarbeitergeneration« in die kommunikativen Familiengedächtnisse<sup>9</sup> eingingen, so werden dort bis heute Vorurteile gegenüber »den blöden Deutschen« aufrechterhalten. Nach dem Motto »Gestern waren wir die schlechten Ausländer, heute sind es die Türken, wen trifft es morgen?« begegne ich in manchen

---

9 In Familien sind es vor allem persönliche Erlebnisse, aus denen das gemeinsame Gedächtnis gebildet ist und in denen es sich fortschreibt. Vgl. Welzer, Harald, *Das kommunikative Gedächtnis*, München 2002.



italienischen Migrantenfamilien einer Skepsis gegenüber der Sympathie, die ihnen von Deutschen entgegengebracht wird. Diese Skepsis wird keineswegs von der positiven Einstellung gegenüber Italien und einem idealisierten italienischen Lifestyle abgeschwächt, zumal diese kaum etwas mit den Migranten selbst und ihren Nachfahren zu tun hat. Das heißt: Trotz der weit verbreiteten Annahme, die Italiener seien gut integriert, bleibt ein Feld gegenseitiger Zuschreibungen positiver und negativer Vorurteile aufrechterhalten, das für die nachfolgenden Generationen italienischer Arbeitsmigranten in Bezug auf ihre Identitätsfindung eine besondere Herausforderung darstellt – müssen sie doch die Zuschreibungen und Vorurteilsbildungen von Deutschen über Italiener und andersherum in ihren Identifikationsprozess bewusst oder unbewusst mit einbeziehen.

#### 4. Der Rückkehr-Mythos

Für die Frage der Identitätsfindung sind psychoanalytische Deutungsmuster äußerst hilfreich, da sie familiendynamische Prozesse und die Tradierung von Erfahrungen, von bewussten wie unbewussten Mechanismen, in die Entwicklung des Individuums mit einbeziehen können. Die Aneignung und Verarbeitung der Migration verlaufen aus psychoanalytischer Perspektive insofern intergenerationell, als die zweite (oder dritte) Generation auf Erfahrungen der ersten (oder zweiten) Generation reagiert:<sup>10</sup>

»Der Umstand, dass die Eltern selbst Diskriminierung, Entwertung oder Deklassierung erfahren haben, kann zu Revolte, Auflehnung und Verweigerung führen – er kann aber auch als Auftrag, sozial aufzusteigen, aufgefasst werden. Das Erfüllen eines elterlichen Auftrags konfiguriert allerdings mit adoleszenter Ablösung oder Individuation.«<sup>11</sup>

10 King, Vera, »Adoleszenz und Migration – eine verdoppelte Transformationsanforderung«, in: Bründl, Peter/Kogan, Ilany (Hg.), *Kindheit jenseits von Trauma und Fremdheit. Psychoanalytische Erkundungen von Migrationsschicksalen im Kindes- und Jugendalter*, Frankfurt a.M. 2001, S. 30–51, hier S. 31.

11 King, Vera, »Ungleiche Karrieren. Bildungsaufstieg und Adoleszenzverläufe bei jungen Männern und Frauen aus Migrantenfamilien«, in: Dies./Koller, Hans-Christoph (Hg.), *Adoleszenz – Migration – Bildung. Bildungsprozesse Jugendlicher und junger Erwachsener mit Migrationshintergrund*, 2. Auflage, Wiesbaden 2009, S. 27–46, hier S. 34 f.

Im Prozess der Identitätsfindung geht es darum, Intrapyschisches und Interpersonelles sowie Soziales miteinander zu verbinden. Letztendlich geht es um die Balance zwischen dem Selbst und den Erwartungen der Bezugsgruppe.<sup>12</sup> Vera King weist darauf hin, dass besonders die Phase der Adoleszenz in Migrantenfamilien im Generationenverhältnis eine »verdoppelte Transformationsanforderung« darstellt, denn »bei beiden – der Adoleszenz wie der Migration – geht es um Trennung und Umgestaltung und auch in diesem Sinne um eine verdoppelte Herausforderung: um eine Transformation sowohl auf kultureller und/oder sozialer Ebene, als auch auf der Ebene des Wandels vom Kind zum Erwachsenen«. <sup>13</sup> Kreative und destruktive Momente lassen sich in beiden Dimensionen finden, je nachdem wie die Migrationserfahrung der Eltern in dem eigenen adoleszenten Prozess verarbeitet bzw. die adoleszente Entwicklung durch die Migration gefördert oder gehemmt wird.

Den Aspekt des Rückkehrwunschs der ersten Generation möchte ich besonders hervorheben, weil er in den mir bekannten Migrantenfamilien im Prozess der Identitätsfindung der zweiten Generation eine große Rolle gespielt hat. Meine Beobachtungen beziehen sich dabei auf insgesamt neun Familien. Vier davon lernte ich durch Klassenkameraden in der deutsch-italienischen Grundschule und im italienischen Nachmittagsunterricht kennen. Die anderen fünf Familien stammen aus dem Heimatort meiner Eltern und sind ebenso wie diese in den sechziger Jahren nach Düsseldorf migriert. Zu allen Familien besteht also seit mindestens drei Jahrzehnten Kontakt. Die Auswirkungen von Migration auf innerfamiliäre Beziehungen und den Individuationsprozess von Jugendlichen sind wissenschaftlich schwer zu erfassen und vielleicht deswegen nur wenig in den Fokus wissenschaftlicher Literatur geraten.<sup>14</sup> In einer qualitativen Analyse zum Beziehungsgefüge zwischen griechischen Jugendlichen und ihren Eltern ist auch ein Gespräch zum Thema Rückkehr zu finden, das ich in dieser oder ähnlicher Form bei vielen süditalienischen Familien erlebt habe:

Herr A.: »Willkommen mein Mädchen [...] Sag mal, willst du nicht mal eines Tages nach Griechenland gehen?«

---

12 Abeken, Hans, »Auf der Suche nach sich selbst«, in: King/Koller, *Bildungsprozesse* [wie Anm. 11], S. 116–130, hier S. 116.

13 King, »Ungleiche Karrieren« [wie Anm. 11], S. 31.

14 Siehe in diesem Zusammenhang die qualitative Studie von Wassilios Baros zu griechischen Migrantenfamilien: Baros, Wassilios, *Familien in der Migration. Eine qualitative Analyse zum Beziehungsgefüge zwischen griechischen Adoleszenten und ihren Eltern im Migrationskontext*, Wien 2001.

Anna: »Nö!«

Frau A.: »Warum nicht?«

Anna: »Eines Tages.«

Frau A.: »Ja, eines Tages.«

Herr A.: »Ja, irgendwann.«

Frau A.: »Irgendwann. Also warum nicht?«

Herr A.: »Erklär, mein Mädchen. Erklär mal.«

[...]

Anna (verärgert): »Was soll das: Für immer in Griechenland?«

Frau A.: »Aber warum? Sag es mir.«

Anna: »Mir gefällt es nicht für immer in Griechenland. Darum.«

[...]

Herr A.: »Aber ich lasse die Kinder nicht alleine hier. Und wenn ihr nicht weggehen wollt, werden wir hier bei euch bleiben, um uns um eure Kinder zu kümmern.«

Anna: »Kein Problem.«

Herr A. (lacht): »Schau mal, wie ich es sehe. Anna hat noch keine konkreten Vorstellungen. Wenn sie zwanzig, einundzwanzig wird, dann wird's, ich bin mir sicher. Kein Thema.«<sup>15</sup>

Für unsere Eltern war die Entscheidung zur Migration daran geknüpft, nach ein paar Jahren »zurückzukehren«. Aber wie sollten sie sich diesen Wunsch erfüllen, wenn sich die Arbeitsmarktsituation in Süditalien nie verbessert hat? Auch nach fünf, zehn oder zwanzig Jahren sahen sie keine Möglichkeit, den Rückkehrwunsch in die Tat umzusetzen. So wurde der Wunsch an uns Kinder »delegiert« und tatsächlich zum Teil erfüllt: Aus acht der neun Familien sind eine oder mehrere Töchter »zurückgekehrt«, indem sie jemanden aus dem Heimatort der Eltern heirateten. Waren sie bzw. ihre Ehemänner beruflich erfolgreich, so blieben sie im Süden. Aus einer der neun Familien ist mir ein Fall bekannt, bei dem die Eheleute nach Düsseldorf »zurückzogen. Von den Söhnen hingegen wurde erwartet, dass sie einen Beruf erlernten, mit dem sie wiederum ihr Glück in Süditalien hätten versuchen sollten. Diejenigen, die diesen Weg gegangen sind (vier Söhne aus vier von neun Familien), kehrten in allen Fällen zurück nach Düsseldorf. Insofern lässt sich innerhalb dieses kleinen Ausschnitts festhalten, dass nur den Töchtern die Rückkehr durch eine Heirat gelungen ist, den Söhnen jedoch nicht und den Eltern erst im Rentenalter, wobei die meisten von ihnen pendeln, da sie weitere Kinder und Enkelkinder in Deutschland haben.

<sup>15</sup> Ebd., S. 186 f.

Wie stark beeinflusst Heranwachsende der Rückkehrwunsch ihrer Eltern? Die Vermutung liegt nahe, dass der Rückkehrwunsch in einem starken Widerspruch zu dem gleichzeitig an die Kinder gerichteten Auftrag nach sozialem Aufstieg stand. Anders ausgedrückt: Der Wunsch zurückzukehren verhinderte in gewisser Weise von vornherein ein Ankommen in Deutschland und damit das Ergreifen von schulischen und beruflichen Aufstiegsmöglichkeiten. Bei den männlichen Nachkommen fällt dies besonders auf. Bei einigen jugendlichen Altersgenossen konnte ich beobachten, dass sie nicht in der Lage waren, individuelle berufliche Ziele zu formulieren. Der Wunsch, eine Ausbildung zu beginnen, die dann aber gegebenenfalls in Deutschland hätte absolviert werden sollen, stellte ja bereits eine gewisse Provokation gegenüber den Eltern dar. Dass auf dieser Basis unterschiedliche Verweigerungshaltungen gegenüber den elterlichen Aufträgen entstanden, verwundert kaum. Bei den Söhnen – vor allem nach ihren misslungenen Versuchen, in Italien Fuß zu fassen – konnte ich beispielsweise eine Abkehr vom »Italienischen« beobachten, die dadurch zum Ausdruck kam, dass sie deutsche Frauen heirateten, in den Ferien kaum noch in die Heimortorte der Eltern fuhren und ihren Dialekt oder gewisse Traditionen nicht weiter pflegten. In anderen Fällen wendete sich die Verweigerung gegen sie selbst, und zwar insofern, dass sie ihre Chancen auf eine solide berufliche oder akademische Ausbildung nicht nutzten, immer wieder Neues versuchten und immer wieder scheiterten. »Adoleszenze können sich auch weigern, den von ihnen als vergebliches Opfer betrachteten mühevollen Weg der Eltern fortzusetzen und daher die sanktionierten Bahnen des Arbeits- und Bildungssystems verlassen.«<sup>16</sup> Das opferbereite Ringen unserer Eltern spiegelt sich in einem der Standardsätze meiner Kindheit wider: »Il sacrificio lo facciamo per voi.« Frei übersetzt: »Wir opfern uns, damit es euch später besser geht.«

Zur Identitätsfindung der »Gastarbeiterkinder« gehörte aus familiendynamischer Perspektive der Umgang mit widersprüchlichen Aufträgen und die Entscheidung, ob man das Migrationsprojekt der Eltern – »ein paar Jahre in Deutschland zu sein, um dann zurückzukehren« – erfüllen wollte oder ob es um Bildung und Erfolg für sich selbst gehen konnte. In extremer Weise mussten jede berufliche Entscheidung und jedes Weiterkommen dem Dogma der Rückkehr standhalten. Diese Problematik wurde jeweils individuell bewältigt, wenn auch teilweise nur auf eine scheinbare Art und Weise. Bei einigen Altersgenossen fällt mir heute auf, dass sie sie – genau wie ihre Eltern – an ihre eigenen Kinder weitergeben. Als erschwerend und destabili-

---

16 King, »Ungleiche Karrieren« [wie Anm. 11], S. 51.

serend wirkten und wirken sich weiterhin Diskriminierungserfahrungen durch die deutsche Gesellschaft und das deutsche Bildungssystem aus. Insofern sind es vielschichtige Gründe, die das Versagen italienischer Migrantenkinder im deutschen Bildungssystem zur Folge hatten und haben. Mittlerweile haben einige Politiker in Deutschland den Fehler eingestanden, sich »durch jahrzehntelange Realitätsverweigerung leider an den Aufstiegschancen ganzer Generationen von Zuwanderern versündigt« zu haben.<sup>17</sup> Ein moralisierender Diskurs an dieser Stelle hilft aber niemandem. Wichtig sind nach wie vor gute Ansätze, Strukturen und Programme, um den heranwachsenden Generationen eine Teilnahme an Bildung und sozialer Mobilität zu ermöglichen und zu sichern.

## 5. Fazit

Ich persönlich hatte Glück. Um ein Haar wäre ich auf die Hauptschule gekommen, obwohl ich während meiner gesamten Grundschulzeit eine Einser-Schülerin gewesen war. Insofern ist meine Geschichte typisch, denn immer, wenn jemandem wie mir der soziale Aufstieg gelang, hatte eine ganze Reihe von Zufällen dabei geholfen: Lehrer, die sich vereinzelter Schüler annahmen oder Nachbarn, die Nachhilfe und Unterstützung beim Umgang mit der deutschen Bürokratie anboten, oder der städtische Bücherbus, der rein zufällig genau vor der eigenen Haustür hielt. Damit nicht Glück oder Zufall weiterhin ausschlaggebend für den möglichen Erfolg von Menschen mit Zuwanderungsgeschichte sind, erhoffe ich mir von der Forschung genaue Analysen und angemessene Methoden, die über den Rahmen nationaler Zuordnungsmuster oder vermeintlich messbarer Faktoren für eine gelungene Integration hinausreichen.

Ich lebe mittlerweile in Berlin und habe oft Sehnsucht nach dem Rhein, dem Düsseldorfer Altbier und einem rheinländisch kolorierten Pläuschchen morgens beim Bäcker. Und ich habe Sehnsucht nach meiner Familie in Apulien, dem türkisfarbenen Meer und den »orecchiette« meiner Mutter am Sonntag. In meiner Berufspraxis agiere ich in erster Linie als Germanistin, und mein »Italienisch-Sein« gerät dabei weit in den Hintergrund. Wenn ich koche, erinnere ich mich gerne an die Rezepte meiner Großmutter, aber genauso gerne an Blutwurst mit Senf und Zwiebeln. Mir geht es mittlerweile

<sup>17</sup> Vgl. Laschet, *Aufsteigerrepublik* [wie Anm. 1], S. 13.

wie dem Regisseur Fatih Akin, der auf die immer wieder an ihn herangetragene Frage nach seiner Identität als »Deutsch-Türke« bekundet: »Dieses ewige ›Wo gehöre ich hin?‹, das gibt's für mich nicht!«<sup>18</sup>

Aber Fatih Akin und ich sind erwachsen geworden und hatten genug Zeit, uns zu verorten. Lange Zeit meines Lebens haben mich Fragen dieser Art jedoch gequält, da sie mich auf etwas reduziert haben, was ich nicht war und nicht sein wollte. Elisabeth Beck-Gernsheim verweist darauf, dass es auf die Fragen »Wer bin ich? Wo gehöre ich hin?« für die wenigsten Menschen nur noch *eine* dauerhafte Antwort gibt. Nicht mehr Einheit, Kontinuität und Kohärenz gelten in der Identitätsforschung als identitätsstiftende Elemente; Identität wird vielmehr als »alltägliche Identitätsarbeit«, als immerwährender Prozess verstanden.<sup>19</sup>

Wer Identität als Entwicklung begreift, der steht vor der Frage, wie die verschiedenen Elemente zusammengefügt werden können, ob sie sich gegenseitig blockieren und von welchen inneren und äußeren Bedingungen die Identitätsbildung abhängt. Migranten der zweiten und dritten Generation dürften sich allmählich dem Diktat »nationaler Diskurse« entziehen und einen anderen Umgang mit ihrer Geschichte und ihren Lebenswelten einfordern. Zumindest in der Migrationsforschung sollte in diesem Zusammenhang eine Reflexionsebene vorausgesetzt werden können, die eben nicht das alte Zuordnungsmuster von »wir« und die »anderen«, »Mehrheit« und »Minderheit« oder »Deutsche« und »Fremde« verfestigt. Ich würde mir wünschen, dass der mononationale Blick der Migrationsforschung ernsthaft in Frage gestellt wird. Ganz in diesem Sinne lädt Armin Laschet (bis zum Jahr 2010 Integrationsminister in Nordrhein-Westfalen) Politiker, Wissenschaftler und Migranten zu einem Dialog miteinander ein, denn:

»Nur der Dialog untereinander kann auch davor bewahren, dass jeder Migrant mit seinen individuellen Erfahrungen sofort als Integrationsexperte und jeder Wissenschaftler mit seinem Wissen sofort als Integrationspolitiker herhalten muss. Und wir Politiker laufen dann auch weniger Gefahr, über Migration ungetrübt vom Stand der wissenschaftlichen Forschung und über Menschen mit Zuwanderungsgeschichte ohne tatsächliche Kenntnis ihrer Lebenswirklichkeit zu reden und – noch schlimmer – auch entsprechend zu handeln.«<sup>20</sup>

---

18 Zitiert bei: Römhild, Regina, »Fremdzuschreibungen – Selbstpositionierungen. Die Praxis der Ethnisierung im Alltag der Einwanderungsgesellschaft«, in: Schmidt-Lauber, Brigitta (Hg.), *Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder*, Berlin 2007, S. 158–177, hier S. 175.

19 Beck-Gernsheim, *Wir und die Anderen* [wie Anm. 2], S. 102.

20 Laschet, *Aufsteigerrepublik* [wie Anm. 1], S. 45.

Sein Motto lautet: Reden wir doch mehr miteinander statt übereinander. Ich finde, das ist eine gute Idee.